

# Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 52.

Donnerstag, 3. März

1927.

(1. Fortsetzung.)

## Die lustigen Leute auf Unverzagt.

Roman von E. Fischer-Marlgraff.

(Nachdruck verboten.)

### 2. Kapitel.

Ja, nun sah sie also wirklich in der zweiten Klasse des wie toll dahinrasenden Schnellzuges, ängstlich scheu in die Polster gedrückt und kaum wagend den Kopf zu wenden.

Ihr Auge hastete auf den wechselnden Bildern der vorüberhuschenden Landschaft mit starrem Blick, ohne etwas zu sehen.

Und dennoch begann das Gelände sich jacht zu heben, seit sie den Bahnhof verlassen hatte. Blaue, schattige Täler wechselten mit sonnenbestrahlten Höhen im lichten Maiengrün, und in den kleinen Ortschaften nisteten über jeden Gartenzaun die zartblauen Dolden des perlsamen Flieders und das leuchtend satte Gelb des Goldregenstrauhs.

Es war ihr noch selbst so ganz seltsam und unglaublich, daß sie, Mechthildis von Massenbach, die seit mindestens acht Jahren nicht anders als in den Abendstunden aus den vier Pfählen ihres Berliner Heims gekommen war, sich jetzt auf dem Wege zu dem Gute ihres Bruders befand.

In der ganzen Nachbarschaft hieß sie nicht anders als die „Fledermaus“, weil sie stets die Stunden der Dämmerung zu ihren notwendigen Einkäufen benützte, wozu noch der Umstand verstärkt beitrug, daß sie andauernd in graue, sadartige Gewänder, die sie selbst „Reformkleider“ nannte, gehüllt erschien, und so scheu und schweigend an ihren Mitwohnern vorüberhuschte, daß jedermann sich scheute, auch nur das Wort an sie zu richten.

Und doch war sie weder alt und häßlich.

Sie zählte ungefähr 28 Jahre, hatte keine, blassen Züge und einen blitzenartigen, sorglich gepflegten Teint, blaugraue Augen mit langen, dunkelblonden Wimpern umsäumt, aschblonde Haare von seltener Fülle und eine biegsame, geschmeidige Gestalt.

Aber die starken Böpfe waren straff nach hinten gezogen und in einen festen, altmödlichen Knoten zusammen gewunden, die Augen, trotzdem sie nur sehr wenig kuglig waren, hinter einer goldenen Brille verborgen, die mehr den Vorzug des Praktischen als der Kleidlichkeit für sich hatte, und die feinen Glieder stießen in einer jener sadartigen Gewandungen, die alle Grazien der Schönheit zu atemloser Flucht nötigten.

Fräulein von Massenbach war die einzige Tochter aus zweiter Ehe eines Thüringer Rittergutsbesitzers, die die Mutter schon im zweiten Lebensjahr verloren hatte und unter den lebensfrischen, gesundheitsstrohenden Stiefgeschwistern, trotz aller Liebe, die jene ihr entgebrachten, ein vereinsamtes, verschüchtertes Dasein führte.

Ihre zarte Seele fand keinen Anschluß an die lebensstarke Daseinsfreude der anderen, so viel älteren.

So pflegte sie, ihr eigenes phantastisches Innenleben ganz abseits von den Geschwistern führend, den fränkischen Vater bis zu seinem Hinscheiden und siedelte nach dessen Tode, der sie in den Besitz des ihr gehörenden, sehr bedeutenden Vermögens ihrer Mutter brachte, trotz der Bitten der Geschwister, wie auf der Flucht in ein Gartenhaus des Schöneberger Viertels von Berlin über, um dort ihr abgeschiedenes, ganz auf sich selbst gestelltes Leben zu führen. Eine alte Dienerin hatte sie dorthin begleitet, ein schweigendes, mürrisches Geschöpf, das die mit alten

lostbaren Möbeln sorgsam ausgestattete Wohnung Tag für Tag peinlich aufmerksam herrichtete, für den Tisch, die Garderobe der Herrin sorgte und so Mechthildis in den Stand setzte, den ganzen, ihr verbleibenden Teil des Tages mit der Lektüre guter Bücher, ihrer Musik und feinen Handarbeiten hinzubringen, die unverwendet, sich massenhaft in ihren Schubladen häuften.

Nicht einmal an der Armenpflege beteiligte sie sich, weil sie dort notwendig mit Fremden hätte in Berührung kommen müssen.

Sie zeichnete auf Listen namhafte Beträge und schloß im übrigen ihre Türe sorgsam vor jeder Neuerung, die von draußen her zu ihr hätte hereindringen können.

Den Bitten ihrer Geschwister, sie auf „Unverzagt“ zu besuchen, hatte sie stets ein hartnäckiges, unerbittliches „Nein“ entgegengesetzt, ebenso das Ankommen entrüstet zurückgewiesen, die einzige, zurückgelassene Tochter eines frühverstorbenen Bruders, dessen Frau ihm nach wenigen Jahren schweren Leidens nachgefolgt war, in ihr Häuschen als Pflegling aufzunehmen.

So hatte man „Trautchen“ ein Zuhause auf „Unverzagt“ gegeben und ihr mit sorglicher Liebe das verlorene Elternhaus zu ersehen gesucht, und Mechthildis von Massenbach hatte sich mehr und mehr eingesponnen in die traurliche Altjüngferlichkeit ihres wohlversorgten Heims, ohne daran zu denken, daß der Mensch des Menschen bedarf, und daß einer solchen Abgeschlossenheit notwendig das Verwandten und die katholische Selbstsucht auf dem Fuße folgen müssen.

Und nun sah sie doch hier im Bahnhofteil, und der Zug, der soeben mit rasender Geschwindigkeit eine Kurve nahm, hatte ganz schräg auf der Seite gelegen, sodass sie enthebt die Augen schloss und sich, halb ohnmächtig, verstohlen an der Seitenlehne der Polsterbank festhielt.

Wie immer, so war auch in diesem Jahre die Einladung des Bruders bei ihr eingelaufen, das Pfingstfest bei ihnen auf dem Lande zu verbringen, und schon hatte die Absage, verpackt und gesiegelt, auf dem zierlichen Empireschreibtisch gelegen.

Da — war's Schidung — sie war aus der Flur für herausgetreten, um in Abwesenheit der Dienerin ein Mädchen frischen Spinats von einer Verkäuferin zu erhandeln, da hatte in deren Korb ein Bündel prächtiger Narzissen, wie von feinstem schneeweissen Porzellan geformt, gelegen.

Und der Duft der Blüten hatte sie umspielt und umschmeichelt, und ganz unwillkürlich hatte sie an die Narzissenbeete im väterlichen Garten denken müssen.

Wie mit tausend lockenden Armen umsieg sie die Erinnerung daran.

Und gerade, als sie verstimmt der Händlerin das Gelb für das erhandelte Gemüse einhändigten wollte, war der junge Sohn des Hauswirtes, den Bücherpäden ohne Rücksicht auf dessen Haltbarkeit schwenkend, die Treppe hinaufgestürmt mit roten Wangen und leuchtenden Augen.

Und was der Duft der Narzissen begonnen, das vollendete dies von lachender Jugendfreude überstrahlte Kinderaugesicht.

Es war, als wenn warme Frühlingsstürme lodend an ihr Herz gegriffen, und sie, die sonst nie ein Wort, ein freundliches Lächeln für einen der Hausbewohner gehabt, sie hatte fragen müssen: „Nun, Rudolf, du siehst ja so froh aus?“

Und da hatte er es ihr gerade ins Gesicht geschrien: „Ferien!“ und nochmals „Ferien!“ Und morgen reisen wir zum Onkel aufs Land, und ich hab' drei Tage länger Urlaub — und da kann ich den ganzen Tag im Garten sein und Milch trinken — so viel — und Eier essen . . .“

Das Uebrige hörte sie schon nicht mehr, er war bereits oben und trommelte mit beiden Fäusten, Eimlöffel brennend, an die Korridortüre.

Mit federndem Schritt und leise geröteten Wangen war Mechthildis in ihre Wohnung zurückgegangen. Als seien eiserne Bänder an ihrem Herzen gelodert, die erdrückend darum gelegen, so war ihr zu Sinn. So ganz eigen — so sie schämte sich fast, es einzugestehen — als seien die letzten Jahre der Abgeschiedenheit aus dem Kalenderbuch ihres Lebens gestrichen, und sie sei wieder das hübsche, seine Mädchen auf der Höhe der Blütezeit, das da mit stillen, verlorenen Augen um sich her in das Leben blickte, als wartete sie auf etwas — auf was, wußte sie wohl selbst nicht.

In atemloser Hast, als wollte sie sich selbst den Rückzug abschneiden, hatte sie der zurückgelehnten Kathrine den Depeschenentwurf eingehändigt, den sie auf die Post befördern sollte, mit ängstlich abgewandtem Gesicht, als böte sie die Hand zu einer lichtscheuen, gescheuvibigen Tat.

Und ebenso hastig und wie in atemloser Heimlichkeit betrieb sie die Vorbereitungen zu ihrer Abreise, als fürchte sie etwas, sich selbst, ihre eigene Bodenständigkeit, die sich so schwer von dem Flest trennen konnte, in dem sie seit nunmehr sieben Jahren, wie sie glaubte, endgültig Wurzel gefaßt hatte.

Noch vom Bahnhof aus telephonierte sie an ihren Bankier, daß er ihr einen größeren Geldbetrag auf das Gut ihres Bruders schicken möchte. Denn niemals würde sie sich der Gefahr einer Reise mit einer bedeutenden Geldsumme in der Tasche anvertraut haben.

Es wurde ihr unendlich schwer, sich mit ihrem mädchenhaften, auf das zarteste Piano herabgestimmten Organ durch das Sprachrohr zu verständigen, aber sie hatte so wenig Zeit und kam erst zum Bewußtsein ihrer selbst, als der Zug bereits die Lichtenfelder Kabettenanstalt passiert hatte.

Bis dahin hatte sie, wie unter einem starken Druck stehend, gleichsam in einem wirren Traumzustand gehandelt. Jetzt kam es über sie, die bittere, ärgerliche Beßämung, daß sie etwas getan, dessen sie sich heute beim Erwachen nun und nimmer für fähig gehalten und rang mit dem starken Heimatsgefühl, das, einmal die Augen dem Lichte geöffnet, machtvoller und immer machtvoller in ihr empordrangte, und alles was gewesen, was einmal ihr eigen war, mit lichtem Sonnenglanz umkleidete.

War es vielleicht das Schicksal, daß sie jahrelang ein sorglich gehütetes Blumendasein hatte führen lassen, und sie nun mit starker Hand hohnlachend in den Kreislauf hineinschleuderte, so wir Leben nennen? — Sie sah die weißen Mauern des väterlichen Schlosses, dessen spiegelnde Fenster weit, weit in die Ebene hinausblickten, das rosenumrankte Geländer der großen Terrasse im Erdgeschöß, und meinte den starken Duft der Narzissenfelder im Blumengarten zu spüren, deren porzellanene Dolden täglich noch im ersten Tau des Morgens abgeknickt und, in Kästchen verpakt, zur nahen Bahnstation befördert wurden, um von dort nach Berlin, Dresden oder Leipzig überführt zu werden.

O, man war sehr geschäftstüchtig auf „Unverzagt“, seit der Bruder begonnen hatte an Stelle des kranken Vaters das Zepter zu führen. Mechthild hatte, so oft sie davon gehört, ein wenig die seine Nase gerümpft, als etwas, das sich eigentlich für die Sphäre, in der sie zu leben gewohnt war, nicht gehörte.

Die machtvolle Gestalt des Bruders erschien in ihrem Gesichtskreis, sie meinte sein hallendes Sprechen, sein lustig lautes Lachen fast körperlich nahe ihrem Ohr zu spüren. Sie sah das frische eilige Schreiten der Schwägerin, die runden, sonnenhellen Gesichter der Kinder.

Gott, die waren ja nun auch wohl schon erwachsen. — Und die Traub — ja die Traub, Hausheinrichs liebes

Töchterchen war auch da. Ob sie wohl noch immer das goldbraune Kraushaar hatte?

Fräulein von Massenbach fühlte, wie es ihr heiß unter dem leichten Mantel wurde, etwas ganz eigen Warmes und Weiches begann sich in ihrem Herzen zu regen.

Sie atmete ein paarmal heftig und tief, und plötzlich hing ein kristallener Tropfen, wie hingeaubert, an den dunkelblonden Wimpern, den sie verstohlen mit dem Bästetüchelchen trocknete.

Sie hätte sich so gern ihres Staubmantels entledigt, die Tagewärme stieg, auch war sie brennend durstig. Sie hätte alles Mögliche getan, wenn ihr jemand auch nur einen einzigen Schluck Wasser oder Limonade gebracht hätte.

Aber um die Welt hätte sie sich nicht aus ihrer verborgenen Ecke herausgetraut.

Sie war selten oder nie ohne Begleitung gereist, — selbst damals, als sie nach Berlin übergesiedelt war, hatte sie sich einer älteren Beschützerin verpflichtet, — und so saß sie denn, beide Hände in den Schoß gesattet, heiß, durstig, unbeweglich wie eine Statue, in aristokratischer Unnahbarkeit förmlich eingefleist und wünschte nur, daß die Fahrt ein Ende nehmen, oder daß sie in ihrem stillen Zimmer mit den kostbaren, alten Möbeln in der abgelegenen Straße der Reichshauptstadt sitzen möchte.

Sie wußte, beängstigt und bedrängt von der Ungewöhnlichkeit der Lage, von tausend neuen Gefühlen, die nach der langen Stille jäh und unerwartet auf sie einstürmten, wohl selbst nicht, was sie wünschen sollte.

„Halle!“  
Mechthild war emporgesunken und bastelte mit zitternden Händen an der Kravattenschleife, die den Schlüssel des weißen Leinenfragens an ihrer Bluse dedte.

Sie hatte wohl geschlafen?  
Die dicke Dame aus der anderen Ecke des Abteils drängte sich auffallend eilig an ihr vorüber.

Mechthild von Massenbach warf einen verstohlenen Blick zu ihr hinauf und erschrak.

„Das! — Nein, es war doch nicht möglich? —  
Sollte? — Aber das konnte doch nicht sein? —  
Behutsam wandte sie den Kopf und sah zu dem Gepäckstück über ihrem Kopf empor: Nein, wirklich, ihr Schirmbehälter mit den drei Schirmen, die sie für unbedingt notwendig hielt zum Leben, fehlte. Und dazu der mit dem kostbaren, künstlerisch gearbeiteten Bernsteingriff darunter, den sie noch von der Mutter her besaß . . .

Fortsetzung folgt.

### Märzspruch.

Wachsende Tage!  
Werndendes Licht!  
Wintermüde, flaget nun nicht  
Länger mehr über die graue Zeit.  
Bald sind die Hänge blütenbeschneit.  
Sehet, die Wölfe auf goldenen Wegen  
Ziehen dem nahenden Frühling entgegen.  
Und die Meisen sind silberne Glöckchen,  
Die in den lippenden Büschen frohlocken,  
Wissend, es wehen bald mildere Lüfte,  
Fühlend, es schwelen bald segnende Dünste.  
Golden die Sonne durch Wolken bricht:  
Wachsende Tage!  
Werndendes Licht!

Hans Gassen.

### Die fremde Frau.

Von Peter Hein.

Die Zeitungshändler hatten einen großen Tag. Man ließ ihnen die Mittagsblätter noch druckfeucht aus der Hand. Die Passanten traten in Gruppen zusammen und verschlangen die Berichte über den unerhört dreisten Bankraub in der Girozentrale. „War so etwas möglich?“

Die braven, bebäbigen Bürger der stillen, ehemaligen Residenzstadt schienen durch den aufregenden Vorfall völlig verstört. Bisher waren schwerere Verbrechen — („Gott sei Dank!“) — in der Stadt unbekannt gewesen. Die Polizei hätte Langeweile gehabt, wenn nicht wenigstens in allerleitster Zeit ein paar, noch immer unaufgeklärte Ladendiebstähle eine bescheidene Abwechslung sobracht hätten. Aber diese Nachricht vom Raub in der Girozentrale überstieg ein-

noch alles. Lebhaft diskutierten die Gruppen das Ereignis. Angstlich dachte jeder Bräue an Haus und Herd und beschloß, Sicherheitsschlösser, Patentriegel und ähnliche raffinirte Erfindungen anbringen zu lassen. „Kann man wissen?“ sagten sie einander leise, und die Eisenwarenbündler freuten sich der zu erwartenden Konjunktur.

Sebaldus Heis laufte kein Sicherheitsschloss und keine Vorlesefette. Er stand, scheinbar uninteressiert, an der Strakenecke und blätterte in der Zeitung. Ein kleiner dicker Herr neben ihm schien geradezu empört, daß Sebaldus anstatt des Polizeiberichtes die Börse las. Er empfand ein Mitteilungsbedürfnis und wandte sich an Sebaldus: „Es ist doch unerhört, nicht wahr? So viel Geld! So viel Geld! Was mag der Kerl nur damit wollen?“

Sebaldus Heis lachte. Er verspürte plötzlich eine fast unwiderstehliche Lust, seine Brieftasche zu ziehen und dem Dicken das Bündel Tausender unter die Nase zu halten.

Der Kerl wird schon wissen!“ meinte er indessen, seine Gelüste bezähmend; schlug den Mantelkragen auf und drehte sich herum. Der Kleine blickte ihm nach. Sebaldus Heis war hochgewachsen. Er hatte schwarzes Haar und dunkle Augen. Niemand hätte ahnen können, daß dieser junge, elegante Mann mit dem vornehm geschnittenen Gesicht mit jenem älteren, weißhaarigen Individuum, das die Polizei als Täter suchte, identisch war. Langsam schritt er nach dem „Grand-Hotel“ hinüber, wo eine Devesche für ihn eingelaufen sein mußte. Er hatte es immer so gehabt, daß ihm am Tage des Coups ein Telegramm: „Herrn schwer erkrankt, komme sofort zurück. Hans“, irgend wohin über die nächste Grenze rief.

Er pflegte dieses Telegramm stets in Gegenwart des Hotelportiers zu lesen und diesem zu sagen: „Meine Frau ist frank geworden. Machen Sie mir die Rechnung. Ich muß noch heute reisen!“ Es war dies ein Trick, der nie fehlgeschlug. Nach einem Raub pflegte die Kriminalpolizei die Gäste der Hotels mit besonderer Sorgfalt zu beobachten. Sie wandte sich dann gemeinhin an den Portier, der bei dem Namen Sebaldus Heis stets prompt angab: „Der Herr wurde telegraphisch nach Hause gerufen. Seine Frau ist erkrankt!“ Damit war seine plötzliche Abreise meist hinreichend motiviert und rief keinen Verdacht hervor.

Heute jedoch kam es anders. Zwar war die Devesche eingelaufen und in aller Ordnung. Die Rolle des tieferschütterten Gatten gelang ihm wie immer. Er erkundigte sich nach dem Abgang des nächsten Tages und trat dann auf die Straße, um bis zur Abfahrt einen letzten Gang durch den Ort seines neuen Sieges zu unternehmen. Wirklich: alles war in Ordnung, aber er war dennoch etwas nervös. Freilich, eine unmittelbare Gefahr war kaum zu befürchten und zudem vertraute Sebaldus fest auf seinen Schafsfinn, der ihn von jeher vor schlimmen Überraschungen bewahrt hatte. Nichtdestoweniger lastete doch ein unbestimmtes, ganz unangenehmes Gefühl alpisch schwer auf seiner Brust. Ein Gefühl, ähnlich dem Instinkt des Raubwildes, das die Büchse des jährenden Jägers bereits im tiefsten Urwaldtunel abt.

An einer Straßenkreuzung blieb er stehen. Soeben war eine Frau an ihm vorübergeschritten, der er unwillkürlich nachschauen mußte. Auch sie wandte ihren Kopf um, wie wenn sie seinen Blick fühlte. Da nur wenige Fußgänger unterwegs waren, fiel es nicht auf, daß ihr Sebaldus Heis folgte, sie einholte und sich höflich vorstelle. Sie gestattete ihm, sie bis zu ihrer Wohnung zu begleiten. Als er nach einer Viertelstunde wieder in die Halle seines Hotels trat, sagte er dem Portier: „Ich fahre heute noch nicht. Ich reise morgen!“

Aber am anderen Tage fuhr er auch nicht. Sebaldus Heis verließ sich. Dals über Kopf und völlig. Nur so kam es, daß er, der kühle, berechnende Verbrecher, der niemals an etwas anderes gedacht hatte, als Geld zu gewinnen und der mit seinem harten Willen stets alle anderen Regungen in sich beswungen hatte, eines Tages blauer Augen willens alles um sich vergaß. Seine Vorsicht, seinen Veruf, seine Vergangenheit.

Er vergaß seine Abreise, vergaß die Polizei, die auf den Spuren des Verbrechens sein mußte, und den Freund, der ihn irgend wo, jenseits der Grenze erwartete. Wie im Jugendherzen eines Zwanzigjährigen war in ihm eine Liebe aufgeflammt, wie er sie sein Leben lang noch nie empfunden hatte. Ja, aber mit was für Frauen brachte ihn auch sonst sein Leben zusammen? — Launische Kabarett-Diven waren es zumeist. Gelangweilte Frauen der halben Welt mit kaltem, ausgebrannten Herzen! — Liebe, die mit Selt begann und mit einem Rachenjammer endete!

Sie hieß Liane, und aus ihren blauen, leuchtenden Augen strahlte unendliche Güte. In ihnen fand Sebaldus alles das wieder, was er seit seinen Knabenjahren für immer verloren geglaubt hatte. Er fügte die Hände dieser

blonden, fremden Frau und seine Lippen fühlten die seidige Haut seiner Mutter, die schon so lange fern unter fülliger Erde lag.

Wenn er in seinem nüchternen Hotelzimmer lag, stürmten tausend Gedanken quälend auf ihn ein. „Nur jetzt nicht“, dachte er, „nur dieses, nur dieses letztemal soll das Schicksal gütig sein!“ Von nun ab wollte er für diese Frau leben, schaffen, ehrlich arbeiten.

Die Zeit verging. Liane kam an jedem Nachmittag um fünf Uhr und sie schlenderten zusammen durch die Alleen des Parks oder saßen miteinander in der kleinen, versteckten Konditorei am Schloßteich. Das war alles; aber Sebaldus Heis war zufrieden und glücklich.

Eines Tages entdeckte er beim Begleichen der kleinen Rechnung, daß sein Kleingeld nicht mehr ausreichte. Er mußte eine große Bantnote wechseln lassen. Diese Note aber stammte aus dem Raub in der Girozentrale. Sebaldus Hand zitterte nicht, aber sein Herz klopfte. Das konnte der Anfang vom Ende sein. Wenn die Nummern der gezauberten Scheine bekannt waren, dann . . .

Als er sie nach Hause begleitete, schritt er schweigend an Lianes Seite. Sie fragte einmal ums andere, warum er so ernst sei, woran er so angestrengt denke. Wie erwartend blickte er sie an und sah in grohe, forschende Augen. Eine merkwürdige Neugier schien in ihnen zu brennen. Ihm war, wie wenn sie eine ganz bestimmte Antwort erwarte. Der fragende Blick seiner Begleiterin erweckte einen jähren Verdacht in Sebaldus — einen Verdacht, dessen er sich indessen schon in der nächsten Sekunde schämte.

Er konnte in jener Nacht nicht schlafen. Grübelnd lag er im gedämpften Scheine der Nachtlampe. Auf der Marmorplatte des Bettlächchens lag seine Pistole. Wenn sie heute kommen, dachte er, „so schiebe ich mich tot.“ Aber niemand kam.

Heute noch nicht.

Als er am nächsten Tage wiederum mit Liane über die gewohnten Wege des Parks schritt, merkte er, daß sie von zwei Herren verfolgt wurden. Beide waren großgewachsen, breitschulterig, hatten rote Gesichter und trugen Stöcke unter dem Arm. Das geübte Auge Sebaldus Heis erkannte in ihnen jogleich die Kriminalpolizisten. Also: so waren sie jetzt doch hinter ihm her. Aber vielleicht täuschte er sich. Um sicher zu gehen, bog er mit Liane in einen schmalen, verschwundenen Seitenweg ein; doch wie er sich umwandte, merkte er, daß die Verfolger auch hierhin nachgekommen waren.

Sebaldus Heis' Züge strafften sich. Er wollte Gewißheit haben. Unvermittelt blieb er stehen und mit mühsam erzwungener Ruhe wies er seiner Begleiterin das erfreifende Bild der untergehenden Sonne, die glutrot hinter einer purpurnen Wolkenbank versank. Auch die zwei Verfolger hielten im Gehen inne. Sie schienen ein nicht minder reges Interesse an der abendlichen Landschaft zu nehmen. Da beschleunigte Sebaldus die Schritte; sie verließen den Park und traten, wie immer, in die kleine Konditorei ein. Liane erzählte irgend etwas, aber Sebaldus verstand kein Wort. Ihm war, wie wenn sich ein schwerer, eiserner Ring langsam um seine Kehle legte. Sie sahen am gewohnten Tisch, der Tür gegenüber, und Sebaldus starrte, nervös mit den Mundwinkeln zuckend, bebenden Herzens auf den gelben Metalldrücker.

„Jetzt also war alles zu Ende!“

Da kamen die Zwei. Nein, es war keine Täuschung mehr. Sie nahmen am Tisch gegenüber Platz und bestellten. Sebaldus wurde bleich. Auch Liane schaute zu ihnen hinüber. In ihren Augen flammte plötzlich etwas Herausforderndes auf und ein seltsames, fremdes, fast böhmisches Lächeln spielte um ihre Lippen. Sebaldus hämmerte das Blut in den Schläfen. Es wurde dunkel vor seinen Augen. Sie — sie also war die Verrätterin gewesen! War das möglich? Diese Frau? Diese Augen? Um dereinst einen anderen Mensch hatte werden und ehrlich arbeiten wollen!

Da stand schon der eine der beiden Polizisten auf und trat an den Tisch. Er wandte sich an Sebaldus, nickte leicht, wies seine Legitimationsmarke vor und sagte: „Verzeihung, mein Herr, Kriminalpolizei! Ich habe den Auftrag, Ihre Begleiterin wegen mehrerer Ladendiebstähle zu verhaften!“

Liane war vorwärts aufgestanden und folgte ohne Widerstreben. Wie erschrockt war Sebaldus sitzen geblieben. Erst allmählich begriff er. Da sprang er auf. Ohne Hut und Mantel stürzte er hinaus auf die Straße. Ihr nach! Es konnte, es konnte ja gar nicht sein.

Draußen ratterte eben eine Droschke hallend um die Ecke. In ihr sahen die beiden Polizisten und zwischen ihnen die so eifrig gesuchte Ladendiebin.

## Hervorragende Leistungen der deutschen Technik.

Von Ernst Trebesius.

Der größte Schwimmkran der Welt. — Schüttans Erfindung erspart der Filmindustrie Millionenausgaben. — Islands weiße Kohle durch deutsche Techniker erschlossen.

Etwas zwei Jahrzehnte lang stellten Schwimmkrane mit 250 Tonnen Tragfähigkeit die leistungsfähigsten schwimmenden Hebezeuge dar. Der erste Riesenkrane dieser Art war seinerzeit von der Deutschen Maschinenfabrik A. G. (Demag) Duisburg, für eine deutsche Werft gebaut worden. Die Höhe vom Ponton bis zur Spitze des aufgerichteten Auslegers beträgt 84 Meter. Zwei Flaschen von je 125 Tonnen Tragkraft stellen das Haupthebezeug dieses drehbaren Schwimmkranes dar. Ein Hilfsheben für 50 Tonnen und eine Kletterkufe für 20 Tonnen Tragkraft vervollständigen seine Ausrüstung. Später wurden auch in anderen Ländern riesige Krane gebaut, bei denen jedoch die Tragkraft von 250 Tonnen nicht überschritten wurde. Man hatte sich deshalb daran gewöhnt, in dieser Leistungsfähigkeit eine obere Grenze zu erblicken, die zu überschreiten, kein swingender Grund vorlag. Mit um so größerem Interesse vernahm man deshalb vor etwa zwei Jahren, daß eine englische Firma einen 350-Tonnen-Schwimmkran für Java gebaut habe, der die bisherigen Riesen in jeder Hinsicht überbot. Auch dieser Rekord ist nun fürtzlich wieder überboten worden durch einen Schwimmkran von 400 Tonnen Tragfähigkeit, der nach den Plänen der Demag, Duisburg, hergestellt wurde und der zunächst beim Bau der Außenmole des Hafens von Varese (Italien) zum Versehen von Betonblöcken verwendet wird. Abweichend von der üblichen Konstruktion eines drehbaren Schwimmkrans weist dieses neue Hebezeug einen portalartigen Aufbau des Krangerüstes auf, sodass die Last waagerecht bewegt werden kann. Der Ponton vermag drei Betonblöcke von je 380 Tonnen Gewicht zwischen den vier Füßen des Krangerüstes aufzunehmen. Da das portalartige Krangerüst an der einen Seite den Ponton weit überragt, so vermag man mit diesem Schwimmkran die zum Bau der Mole bestimmten Betonblöcke an jeder beliebigen Stelle ins Wasser zu versenken. Die Ausladung dieses größten Schwimmkranes der Welt beträgt 18 Meter über Wasser.

Aus der unübersehbaren Fülle der Erfindungen der letzten Jahrzehnte hat keine mit solch einfachen Mitteln und in so kurzer Zeit eine derartige Umwälzung bestehender Herstellungsverfahren im Gefolge gehabt, wie das nach dem deutschen Erfinder Schüttans benannte Schüttanische Spiegelverfahren für Filmaufnahmen. Nicht nur, daß sich mit Hilfe des neuen Spiegelverfahrens Aufnahmen bewerkstelligen lassen, die ohne diese Vorrichtung überhaupt nicht dargestellt werden könnten (z. B. der 500 Meter hoch gedachte neue „Turm zu Babel“ im deutschen Großfilm „Metropolis“), ist auch den kleinen Filmgesellschaften mit geringen Mitteln möglich, sich Dekorationen zu schaffen, die einen billig zu drehenden Film auf die Höhe eines Großfilm heben. Da das Schüttanische Spiegelverfahren außerdem noch den Vorteil bietet, gleichzeitig zwei verschiedene Szenen auf einmal mit dem gleichen Aufnahmegerät zu turbeln, während dies bisher hintereinander geschehen mußte, wobei man die Filmmstreifen teilweise abdeckte, so lassen sich damit auch noch große Zeiterparnisse erzielen, die sich ebenfalls in einer Erhöhung der Herstellungskosten bemerkbar machen. So mit bedeutet also diese Erfindung eine Verbesserung, die der Filmindustrie im Laufe der Jahre Millionenersparnisse bringt, und zugleich der Phantasie der Regisseure und Architekten vom Film einen märchenhaften Spielraum lädt.

Dass die Filmindustrie dieses Verfahren sofort aufgriff, versteht sich von selbst. Bei uns und in Amerika sind schon verschiedene Filme unter Zuhilfenahme des Schüttanischen Verfahrens gedreht worden. Und nun zu dem Verfahren selbst. Den Hauptbestandteil des Apparates bildet ein vierseitiger Spiegel, der in senkrechter Stellung drehbar auf einem Untergestell befestigt ist. Auf dem Untergestell wird auch die Aufnahmekamera drehbar und verschiebbar aufgeschraubt. Da ein Spiegel alle empfangenen Lichtstrahlen zurückwirkt, so lassen sich je nach seiner Stellung alle Bilder, die sich vor ihm rechts oder links vom Aufnahmegerät be-

finden, so projizieren, daß sie auf der Mattscheibe sichtbar werden. Damit würden sich also zunächst diejenigen Szenen turbeln lassen, die sich vor dem Spiegel abspielen. Nun stelle man sich vor, daß an Stelle des Spiegels mit vollem Belag ein anderer Spiegel eingesetzt wird, dessen Belag auf der ganzen oberen Hälfte abgetragen ist. Was wäre der Erfolg? Nun, der Spiegel wird an der oberen Hälfte aufhören als Spiegel zu wirken, da er ohne Belag eine gewöhnliche Glasscheibe darstellt. Einem von ihm zurückgeworfenen Bild wird also die obere Hälfte fehlen. Da nun aber die abgetragte Stelle durchsichtig ist, so vermag das Auge, bezw. das Objektiv der Kamera, eine hinter dem Spiegel sich abspielende Szene wahrzunehmen. Wird also der Aufnahmefilmeturbt, so werden gleichzeitig zwei Bilder (das untere halbe Spiegelbild und die Szene, die sich hinter dem Spiegel abspielt, und die durch die abgetragte Hälfte sichtbar ist) aufgenommen.

Es brauchen also jetzt nur noch die Aufbauten ausgeführt werden, in denen oder vor denen Menschen sich bewegen, der übrige größte Teil der Szenerie hingegen wird als ein etwa 2 Meter großes Modell ausgeführt und durch den Spiegel in das andere Bild hineinprojiziert. Der Übergang zwischen den beiden Bildern lädt sich auf photographischem Wege so unmerklich gestalten, daß das Auge vollkommen der Täuschung erliegt, jeweils immer nur eine Szene zu erleben. Sogar Geistererscheinungen und andere Effekte lassen sich durch einen zweiten Spiegel erzielen. Wenn zum Schluss angeführt wird, daß die Aufnahme einer Arena mit 8000 Zuschauern (als Modell aufgebaut) nach dem Schüttanischen Verfahren schon mit 300 Mark herstellbar ist, so erhellt dies den hohen wirtschaftlichen Wert der deutschen Erfindung mit eindringlicher Klarheit.

Vor geraumer Zeit wurden die Siemens-Schuckertwerke damit betraut, Islands Hauptwasserkräft, den Shannon, zu bändigen, um die Energie dieses wasserreichen Flusses der grünen Insel zur Stromversorgung des irischen Freistaates heranzuziehen. Im Verfolg dieser Aufgabe sind nun seit 1926 eine Anzahl deutscher Ingenieure und Richtmeister mit irischen Ingenieuren und Arbeitern, zusammen etwa 2500 Köpfe, am Unterlauf des Flusses tätig, um dort ein gewaltiges Wasserkraftwerk für 462 Millionen Kilowattstunden mittlerer Jahresleistung zu errichten. Durch ein Hauptwehr wird der Fluss um 10 Meter aufgestaut. So entsteht ein größtes Gefälle von etwa 34 Metern. Die Francis-Spiralturbinen mit stehender Welle, die ebenfalls von einer deutschen Firma (J. M. Voith, Heidenheim) geliefert werden, leisten beim größten Gefälle 38 500 PS. Da nach vollem Ausbau sechs dieser Riesenaturbinen arbeiten werden, so wird die Gesamtleistung des Kraftwerkes rund 230 000 PS betragen. Jede Turbine verarbeitet in einer Sekunde 100 Kubikmeter Wasser. Dieser ungeheure Wassermenge entsprechen dann auch die riesenhaften Abmessungen der Wasserkrafträder, deren Durchmesser 4,5 Meter beträgt. Die Spaltgehäuse, von denen die Läufträder umschlossen sind, haben im Eintauch 4,8 Meter Durchmesser. Die Turbinen werden direkt mit Drehstromerzeugern von je 30 000 kVA Leistung bei 10 500 V Spannung getrieben. Der gewonnene elektrische Strom wird durch ein einheitliches Hochspannungsverteilernetz über die ganze Insel verteilt.

### Vom Staub- und Bakteriengehalt der Luft.

Bei Untersuchungen über den Gehalt der Luft an Staubteilchen hat man gefunden, daß im Freien bei schöner Witterung in einem Kubikmeter Luft 130 000 Staubteilchen enthalten sind, während bei Regenwetter jedoch nur 32 000 Teilchen die gleiche Luftmenge erfüllen. Gewöhnliche Zimmerluft enthielt in der Zimmermitte 1 860 000 Staubteilchen, während an der Decke des Zimmers ein Kubikmeter Luft nahezu 5 Mill. Staubteilchen enthielt. Höhenluft hingegen ist so rein, daß man z. B. auf der Höhe des Rigi nur 212 Staubteilchen im Kubikmeter fand. Damit hängt natürlich auch der Bakteriengehalt der Luft zusammen. In der Luft der Südpolarmeere sind beispielsweise so gut wie gar keine Bakterien enthalten. Dies hat aber, wie der Südpolarforscher Dr. R. G. Scott mitteilt, insofern einen Nachteil, als kleine Wunden in solcher Luft nur schwer heilen, weil die Bakterien, durch die Wunden gereizt und zur Heilung gebracht werden, fehlen.